



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Herbstbilder aus Italien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

beruht, hat sich vermindert, gewöhnliche moderne Zugstücke, auf die eine Bühne mit diesen Mitteln und diesem festen Publikum nicht angewiesen sein müßte, werden bis zur Erschöpfung ihrer Zugkraft aufgeführt, das bessere Moderne aber, das neben dem Alten und Klassischen sein Recht hat, wird äußerst selten geboten. Der Tantiemenvoranschlag wird überschritten (die Klassiker sind ja tantiemefrei), das Hoftheater, das das Höchste pflegen könnte, wetteifert mit dem Volkstheater, und die festen Abonnements des guten Stammpublikums vermindern sich. Was dagegen mit dem klassischen Repertoire zu gewinnen wäre, zeigt der Umstand, daß noch jetzt jedes klassische Stück gute Einnahmen bringt. Aber der Direktor müßte ein Bearbeiter und ein Regisseur sein. Vor dieser Aufgabe steht Schlenker rat- und hilflos da. Nur in einem übertrifft er alle seine Vorgänger, er ist der geschickteste Höfling, der zu allem und nach allen Seiten hin Ja und Amen sagt. Eben so unfähig wie dem Repertoire gegenüber hat er sich gezeigt, das Ensemble der Schauspieler auf der Höhe zu halten, es von außen zu ergänzen und neue Kräfte zu bilden. Er scheint der Totengräber des Burgtheaters zu sein, wenn nicht bald Hilfe kommt. Man sieht, die Anklage ist deutlich, und keiner wird gegen die folgende prinzipielle Behauptung etwas einwenden wollen. Ein Hoftheater kann kein Litteraturtheater mehr sein wie ehemals, für die Einführung des Neuen haben wir jetzt andre Bühnen und zwar mehr als genug, aber es kann noch eine Musteranstalt der Schauspielkunst sein, und das war das Burgtheater früher, es konnte dem Publikum das gute Alte bieten in einer Darstellung und Ausstattung, wie keine andre Bühne. Hierin liegt seine Zukunft, wenn es eine hat!

(Schluß folgt)



Herbstbilder aus Italien

Von Otto Kaemmel

1. Der italienische Herbst



Es ist eine alte, immer wieder aufgeworfne und viel erörterte Frage: In welcher Jahreszeit reist man am besten nach Italien, ist der Frühling schöner oder der Herbst? Die meisten werden darauf antworten: Der Frühling! Wenn in Deutschland noch alles im Schnee begraben liegt, oder die Vegetation wenigstens noch tot und leblos ist, die Bäume und Sträucher noch unbelaubt stehn, und ein trüber Wolkenhimmel über dem Lande liegt, trifft der Reisende, sobald er die von Eis und Schnee starrenden Alpen überschritten hat, den südlichen Frühling an. Alles grünt und blüht; in den Bergen sprießen Tazetten

und Anemonen, in Rom blühen um Ostern üppig die Rosen, die Campagna ist ein bunter Blument Teppich, im dunkeln Laube glühen die reifen Goldorangen, die Flüsse, angeschwellt vom Winter Schnee und den Frühlingsregen, schleichen nicht als schwache Wasseradern im trocknen Steinbett hin, sondern eilen brausend zu Thal, die Tage sind im Zunehmen, die Sonne scheint schon warm, ohne lästig zu fallen, die Beleuchtung übergießt die Landschaft mit den reichsten Farben. Dieses Bild ist nun freilich oft genug ein Idealbild. In Oberitalien trifft der Reisende zuweilen noch im März diesen Frühling keineswegs an; die zahllosen Maulbeerbäume und Pappeln, die dort die Felder wie ein lichter Wald bedecken, starren noch mit kahlen Ästen empor, und die Weinreben, die sich zwischen ihnen schlingen, gleichen dünnen Tauen, denn sie tragen noch kein Laub. Erst in Toskana, jenseits des oft noch beschneiten Apennins, beginnt das Bild dem Ideal zu entsprechen, und Florenz macht seinem Namen der „Blumenstadt“ Ehre. Auch das Wetter ist häufig unsicher; mit herrlichen Sonnentagen wechselt trübes Regenwetter, wenn der erschlaffende Scirocco weht. Und endlich, was für das Behagen doch nicht ganz gleichgiltig ist: da die große Mehrzahl der Welschlandfahrer gewohnheitsmäßig oder aus andern Gründen den Frühling vorzieht, so sind Eisenbahnzüge und Gasthöfe, Museen und Kirchen oft in der lästigsten Weise überfüllt, und Leute aus allerlei Volk, vornehmlich Deutsche und Engländer, die der Mode folgend, nicht dem innern Triebe, nach Italien ziehn, verderben durch thörichtes Gerede und geräuschvolles Auftreten andern besser berufenen Besuchern die Stimmung.

Auch der Herbst hat nun freilich seine Schattenseiten. Da sich die Sommerhize erst im September wirklich „bricht,“ und dann die Herbstregen fallen, so beginnt diese Reisezeit nicht gut vor Oktober. Die Tage sind also schon im Anfang kürzer als im Frühjahr und nehmen dann rasch ab. Ist es um Mitte Oktober noch bis sechs Uhr leidlich hell, so wird es um Mitte November schon gegen fünf Uhr dunkel. Die Abende sind also viel zu lang und werden auch oft empfindlich kühl, sobald die Sonne gesunken ist, erlauben deshalb den Aufenthalt im Freien häufig nicht und treiben uns in die geschlossenen Räume. Man kann oder will doch nicht jeder jeden Abend nach einem an Eindrücken überreichen und ermüdenden Tage im Theater zubringen oder endlos beim Wein oder — nach übler deutscher Gewohnheit — in geräuschvoller Gesellschaft beim Biere sitzen und sich heimische Anekdoten von zweifelhafter Zuegung oder auch schiefe Urteile über Land und Leute anhören; in kleinern Orten fehlt dazu auch die Gelegenheit. Es ist also nicht zu leugnen, daß der Abend oft schwer zu töten ist, denn auch mit dem Lesen von Zeitungen, mit Aufzeichnungen und mit Vorbereitungen für den nächsten Tag ist man bald zu Ende. Da man ferner die kurzen Tage möglichst für das Wichtigste benutzen will, so bleibt nichts übrig, als für die Fahrten die Nacht zu Hilfe zu nehmen, also gelegentlich auf den Anblick einer interessanten Gegend zu verzichten. Es ist nicht immer ohne großen Zeitverlust zu vermeiden, bei Nacht über den

Apennin zu fahren, bei Nacht in Genua oder Venedig, in Florenz oder Rom anzukommen, zumal da die Schnellzüge auf manchen Strecken mit Vorliebe während der Nacht laufen, und die Schiffe von Triest und Venedig, von Neapel, Palermo und Messina immer abends abgehn, sodaß der Genuß einer Seefahrt auf wenig Morgenstunden beschränkt wird. Wenn es nämlich einer ist! Denn Stürme sind im Herbst häufiger als im Frühjahr, und sowohl die Adria wie das Tyrrhenische Meer können dann recht unangenehm werden, namentlich wenn eine scharfe Tramontana von Nordosten her über die Berge weht. Dann wird zuweilen sogar die Verbindung zwischen Neapel und Capri unterbrochen, eifig bläst der Wind, er hüllt Land und Meer in Regenschleier und bedeckt die Apenninen mit Schnee.

Und doch! Zunächst ein Vorzug bleibt dem italienischen Herbst: das Wetter ist im ganzen viel beständiger als im Frühling. In diesem vielleicht ungewöhnlich günstigen Herbst habe ich von Mitte Oktober bis Ende November nur etwa drei bis vier kalte oder regnerische Tage gehabt, sonst nur gelegentlich einige trübe Stunden; im übrigen strahlte der Himmel vom Morgen bis zum Abend in wolkenloser, tiefblauer Pracht, und die Sterne funkelten in lichtem Glanze. Und diesen Tag erlebt man im Herbst wirklich ganz, vom Sonnenaufgang bis zum Untergang. In Orange, Purpur und Blau steigt der feurige Sonnenball im Osten empor, sinkt er im Westen hinunter. Wie wahr hat doch Guido Reni auf seinem Gemälde Phöbus und Aurora im Palazzo Rospigliosi zu Rom dieses wunderbare Farbenspiel wiedergegeben! Unter dieser Sonne entfaltet das südliche Meer erst seine ganze Schönheit: eine bald leise bewegte, bald in kurzen Wellen lebhaft wogende, mit Schaumköpfen bedeckte Fläche, die sich bald lichtblau, bald stahlblau, bald tiefblau endlos ausdehnt, den flachen Strand mit einem hin- und hervogenden Silberstreifen säumt, sich an den Felsen der Steilküsten in hochausschießenden weißen Spritzwellen tosend bricht. Das ist die „silberfüßige Thetis,“ die „purpurne Salzflut“ Homers. Unter dieser Sonne treten alle Formen der Landschaft, der Gebirge, der Inseln, der Küsten mit plastischer Klarheit und in scharfer Abstufung von Schatten und Licht hervor; hier begreift sich, warum die Kunst, in der die Alten das Höchste geleistet haben, nicht die Malerei gewesen ist, sondern die Plastik. Dazu ist die Temperatur durchschnittlich sehr angenehm, im Schatten kühl, in der Sonne warm, nur auf Sizilien um die Mittagszeit noch im November geradezu heiß. Der Pflanzenwuchs aber ist im allgemeinen keineswegs so vertrocknet, wie man sich ihn wohl vorstellt. Zunächst zählt die italienische Flora viele immergrüne Hölzer, die den Charakter der Landschaft, namentlich auch der Gärten, bestimmen: Steineichen, Lorbeer, Myrten, Citronen- und Orangenbäume. Auch die andern: Pappeln, Platanen, Maulbeerbäume, Oliven, Feigen, Weinreben, Eukalypten (die ein fester Bestandteil der italienischen Flora geworden sind) behalten das Laub sehr lange, bis tief in den November hinein, wenn auch der bunte Herbstschmuck, der unsre Laubhölzer auszeichnet, weniger entwickelt ist, weil diese Arten meist fehlen. Überall spricht

und grünt die Winterfaat, die verschrieene römische Campagna ist, sobald die ersten Herbstregen gefallen sind, derselbe bunte, duftende Blument Teppich wie im Frühling. Die üppige Campania felix um Neapel, wo man das ganze Jahr säet und erntet, prangt Ende November schon wieder im reichsten Anbau; nur die Weinreben sind dann meist kahl. Auch dem Blumenflor der Gärten ist die sommerliche Dürre kaum anzumerken. Nur die Flüsse haben meist wenig Wasser und rinnen oft spärlich zwischen breiten Geröllbänken, wenn sie nicht unter besonders starken Regengüssen rasch anschwellen und ihr Bett auf einige Tage ausfüllen, wie um die Mitte des vorigen Oktober die Tiber, gegen die sich die mächtigen neuen Ufermauern in Rom zum erstenmale glänzend bewährten. Und wenn die Orangen fehlen, so sind die saftigsten Citronen, die süßesten Feigen, auf Sizilien vor allem die sehr wohlschmeckenden und erfrischenden Kaktusfeigen (fighi d'India), die köstlichsten Weintrauben und das schönste Tafelobst reif. Endlich hat der Herbst in Italien wenig Fremdenverkehr; in Neapel, auf Capri, auf Sizilien waren in diesem November die Gasthöfe geradezu leer, man konnte sich mit Behagen das Zimmer aussuchen und wurde mit besondrer Zuvorkommenheit behandelt. Kurz, der italienische Herbst hat so große Vorzüge, daß er für den, der nicht zum erstenmal ins Land geht, als Reisezeit wohl den Vorzug vor dem Frühling verdient. Wer freilich Italien zum erstenmal aufsucht, der wird besser den Frühling wählen und um der quellenden Frische und der längern Tage willen manches weniger Günstige mit in den Kauf nehmen, um dann zu Hause den Frühling, den er im Süden in voller Entwicklung verlassen hat, noch einmal zu genießen.

Im goldnen Herbstlicht sind die nachfolgend gezeichneten Bilder geschaut worden, und als schlichte Reisebilder wollen sie betrachtet sein.

2. Orvieto und Siena

Beide Städte werden häufig zusammen genannt, und in der That gehören sie gewissermaßen zusammen. Denn beide werden vor allem um eines großen Bauwerks willen, wegen ihres Domes besucht, und beide Dome zählen zu den großartigsten Schöpfungen der italienischen Gotik wie die von Mailand und Florenz. Daraus ergiebt sich schon, daß beide Städte ihre Blütezeit in der Zeit eines wehrhaften, kunstfönnigen Bürgertums, also in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gehabt haben. Andererseits gehören sie beide zu den antiken Höhenstädten, die besonders für Mittelitalien charakteristisch sind. Denn in der fernern Vorzeit nötigte die Rücksicht auf die Sicherheit zur Vereinigung der Bevölkerung in naturfesten Plätzen, sie zog also die Bewohner und Bebauer des flachen Landes von den Thälern auf leicht zu verteidigende Felsplatten, wie sie im alten Etrurien und Umbrien auch Fiesole, Arezzo, Cortona, Perugia, Assisi einnehmen, machte das platte Land zu einem wirtschaftlichen und politischen Zubehör der Stadt, bestimmte damit die ganze Geschichte und für alle Zeiten auch das Aussehen der Landschaft. Der *συνολικισμός*, die „Zusammensiedlung,“ wie die Griechen diesen Vorgang nennen, den nach

ihrer Sage z. B. Theseus in Attika und im vollen Lichte der Geschichte Epaminondas durchführte, als er Megalopolis und Messene gründete, war eben nicht nur eine politische Zentralisierung, sondern ebenso gut eine örtliche, und diese vollzog sich in dem sehr früh hochentwickelten Etrurien auch sehr früh. Aber während Siena, obwohl römische Kolonie (Sena Julia), im Altertum unbedeutend blieb, stand auf dem Felsen von Orvieto die wichtigste der zwölf etruskischen Bundesstädte, Bolsinii, das die Römer, sich in den Kampf zwischen den Geschlechtern und dem Volke einmischend, schon 265 v. Chr. völlig zerstörten. Erst im sechsten Jahrhundert taucht der Ort als eine bewohnte Stätte, als Urbs vetus wieder auf, ein an die alte Vergangenheit anknüpfender Name, aus dem später die moderne Form Orvieto hervorging. Doch an Bedeutung wurde es im Mittelalter von dem früher wenig genannten Siena weit übertroffen, und so sind beide Städte in dem, was sie an Denkmälern bieten, außerordentlich verschieden.

Es war ein herrlicher, frischer, ganz frühlingsmäßiger Morgen gegen Ende November, als ich von Rom auf der großen Schnellzugslinie nach Florenz abfuhr. Alles strahlte im hellen Sonnenlichte: die grüne Campagna mit ihren Ackerfluren und weidenden Herden, die langen Bogenreihen der Aquädukte, die schönen Linien der Albaner- und Sabinerberge, über die sich weißglänzend die frisch beschneiten höhern Rücken der Apenninen erhoben, und der zackige Sorakte, der im Norden zunächst das Bild abschloß. Ich konnte das alles sehr bequem beobachten, denn außer mir war nur ein junges italienisches Ehepaar im Coupé, der Mann klein, behend, beweglich, die Frau kräftig, ruhig, von regelmäßigen aber mehr ausgeprägten als feinen Zügen, mit starkem schwarzem Haar, leicht gebogener Nase und schwarzen, großen, weit offenen Augen von dem etwas starren Blick, den Homer an der *βοῶπις πότνια* "Ἥρη, der „ochsenäugigen“ Herrscherin Here preist, und den man nicht nur an antiken Hereköpfen, sondern auch an modernen Italienerinnen häufig findet. Im breiten, baumreichen, sorgfältig angebauten Tibertale ging es dann aufwärts, nur streckenweise dicht an dem schönen, grünen Flusse hin; hoch oben seitwärts ragten die kleinen Städte der Landschaft: Stimigliano, Otricoli, wo der berühmte Zeuskopf gefunden worden ist, Città Castellana, das antike Galeria, wo Goethe die letzte Nacht vor seiner Ankunft in Rom zubrachte, endlich, auf seinem flachen Ke gel malerisch aufgebaut, das Bergnest Orte, wo die Linie nach Foligno und Ancona abgeht. Nach kaum zweistündiger Fahrt tauchte links dicht an der Bahn ein mächtiger gelblichbrauner Felsblock auf, dessen Wände so steil abfallen, daß die oben liegende Stadt zunächst fast unsichtbar bleibt; es war Orvieto. Eine Drahtseilbahn vermittelt heute den Verkehr zwischen dem Bahnhof und der mehr als 200 Meter über der Thalsohle liegenden Stadt. Kaum ein halb Duzend Menschen benützten die bequeme Gelegenheit, darunter ein deutsches Ehepaar, und auch oben war von Fremden außer diesem nichts zu bemerken. Seit Wochen, sagte dann die muntre gesprächige Wirtin des trefflichen Albergo Tordi e Aquila bianca, eine ältere Frau, die einmal schön gewesen sein mußte

und es als ihre Pflicht betrachtete, den einzigen Gast ihres Hauses nach Kräften zu unterhalten, sei kein Fremder bei ihr eingekehrt, das sei freilich in dieser Jahreszeit die Regel. Und doch sei ihr Haus gut, und ihr Sohn, früher Haushofmeister (maggiordomo) des Herzogs von Montpensier, leite jetzt ein großes Hotel in Neapel. Je weniger Fremde, desto ungestörter blieb die Vertiefung in die Sehenswürdigkeiten Orvieto's. Auf einem fast ebenen Tuffplateau von etwa 1,5 Kilometer Länge in westöstlicher Richtung und halb so großer Breite, das in steilen, oft senkrechten Wänden abfällt, ist die Stadt gebaut, ein Netz enger, unregelmäßiger Gassen zwischen hohen Häusern mit wenig größeren Plätzen und einer nur geringen Zahl ansehnlicher Bauten. Sogar die Hauptstraße, die Via del Corso, ist schmal und hat meist ganz schmucklose Häuser. Stattlicher sind der Palazzo del Comune mit einer schönen Bogenloggia aus dem sechzehnten Jahrhundert an der Piazza Vittorio Emanuele, der Palazzo Buonsignori, der gotische Palast des Bischofs am Dome u. a. Auch der Verkehr macht einen kleinstädtischen Eindruck; die Läden boten wenig bemerkenswerthes, und nur am Nachmittage versammelte sich das Volk auf der Piazza, weil dort das selbstverständlich uniformierte Stadtmusikchor (la banda) zur Feier des Geburtstags des Königs spielte, dem zu Ehren auch der Gemeindepalast das italienische Banner gesetzt hatte und Offiziere wie Carabinieri in fleidamer, reicher Galauniform erschienen.

Je weniger die Stadt sonst bietet, umso mehr richtet sich die Aufmerksamkeit auf den Dom. Aus einer engen, dunkeln Gasse auf einen freien Platz hinaus tretend steht man plötzlich vor dem wunderbaren Bau. Während die Längswände nur durch Strebepfeiler zwischen den Fenstern und den toskanischen Schichtenwechsel von schwarzem und weißem Gestein (hier Basalt und Kalkstein) belebt sind, hat sich an der allerdings nur äußerlich angelehnten, nicht organisch mit der Kirche verbundenen Fassade die ganze Kunstarbeit mehrerer Jahrhunderte entfaltet, seitdem Lorenzo Maitani aus Siena sie um 1310 entworfen und begonnen hat. Zu drei Giebeln, denen drei von Wimpergen überrahmte Portale entsprechen, strebt sie zwischen schlanken Pfeilerbündeln empor, bedeckt mit zahllosen Statuen in Nischen, oben mit lebensvollen Reliefs, unten zwischen den Portalen mit schimmernden Mosaiken auf Goldgrund auf den breiten Flächen über diesen und in den breiten Giebelfeldern, durchbrochen über allen drei Portalen von einer zierlichen Säulengalerie, im Mittelgiebel von einem wundervollen Rosenfenster, das die zierlichste Filigranarbeit gewissermaßen in Marmor übersezt hat. So stand sie, von der hellen Nachmittagssonne vergoldet, vor mir, ein Wunderwerk von zierlichen Formen und farbenhunder Marmor- und Mosaikenpracht. Hinter dieser reichen Außenseite birgt sich nun ein verhältnismäßig schlechtes Innere, drei von einem Querschiff durchbrochene, von Säulen und wenig gegliederten Pfeilern in schwarzweißem Schichtenwechsel getrennte Längschiffe, darüber statt des Gewölbes der offene Dachstuhl. Doch es hat neben zahlreichen Kunstwerken ein kunstgeschichtliches Juwel in der Capella della Madonna di San Brizio im rechten Querschiff.

Sie hat nach dem frommen, innigen Fra Angelico da Fiesole, der 1447 nur zwei Bilder in den Wölbungen über dem Altar malte, der große Luca Signorelli am Schlusse des Jahrhunderts mit mächtigen Freskenbildern geschmückt, die in ihren Gegenständen, den „letzten Dingen“ (der Antichrist predigend, Auferstehung der Toten, Strafen der Verdammten, Versammlung der Seligen) eine großartige, ganz von Dantes Einfluß beherrschte Phantasie, in ihrem Reichtum an vortrefflich gezeichneten und modellierten, zu höchst mannigfachen Gruppen geordneten meist nackten Gestalten ein eindringendes Naturstudium und eine an Michelangelo erinnernde kraftvolle Kühnheit verraten. So ist der ganze Bau das liebevoll gepflegte Werk einer Reihe von Generationen ebensowohl der Künstlerwelt, als einer stolzen, kunstsinigen, opferbereiten Bürgerschaft.

Ein Weg von kaum einer halben Stunde führt vom Dome nach den einzigen Überresten der etruskischen Zeit in der Stadt selbst, den Gräbern an der Nordwestecke des Stadtfelsens, die 1876 aufgedeckt worden sind. Sobald man aus der Porta romana an der westlichen Schmalseite hinaustritt und die gewundene Straße abwärts verfolgt, hat man rechts oben die steile gelbbraune Felswand, darüber die hohe Mauer aus demselben Gestein, vom Felsen kaum zu unterscheiden, links tief unten das reiche Thal und die Höhen, die es im Westen begrenzen. Noch in halber Höhe des Stadtberges bezeichnet eine Inschrift über einem Gartenthor: Tombe etrusche den Eingang in die alte Gräberstätte. Jetzt liegt dort ein stattlicher Bauernhof nach italienischer Art mitten in dem dazu gehörigen Grundstück, wo neben den fast entlaubten Weinreben schon die grüne Weizenfaat auf den Beeten sproßte; grano (Korn) schlechtweg sagte die Frau des Hauses, die herbeikam, um die Gräber zu zeigen. Sie sind in die Felswand hineingearbeitet, aber nicht ausgedehnte Räume wie etwa die Tarquiniergräber im alten Cäre, sondern ein kurzer niedriger Gang führt durch eine aus drei großen Steinen gebildete Thür schräg hinunter ins dunkle Innere; dort sind Nischen in den Felsen gehöhlt, und in diesen sind die Leichen, von denen jetzt natürlich nur noch Knochenreste vorhanden sind, ohne Verbrennung mit Gefäßen, Waffen, Schmucksachen beigelegt. Über dem Eingange trägt der Thürsturz die Namen der hier Bestatteten in verwitterter etruskischer Schrift. Eine Menge der charakteristisch etruskischen eichelähnlichen, aber spitzulaufenden Kegele, die bald einen Mauerpfeiler krönen, bald zerstreut im Grundstück herumliegen, deuten auf zerstörte größere Anlagen hin.

Von dieser düstern, engen Totenstätte eines längst untergegangnen Volks wieder in das helle Licht des schönsten Herbstnachmittags hinaustretend verfolgte ich die Straße an der Nordseite der Stadt weiter. Während sie links nach dem Bahnhofe hinabführt, steigt sie rechts langsam nach der Stadt, nach der Porta San Patrizio empor. Noch ehe sie diese erreicht, sperrt ein modernes Thor die Straße, das die Inschrift trägt: Nova Cassia per urbem deducta ne quid securitas publica detrimenti capiat A. MDCCCXXXIII. Es ist danach unter päpstlicher Herrschaft die alte Via Cassia, die große Verbindungs-

linie zwischen Rom und dem mittlern Strurien, so gelegt worden, daß sie durch die feste Stadt hindurchführte, also ganz in den Händen ihrer Besatzung war. Rechts steigen die gelben Felswände empor, mit Massen von Ephen überkleidet, der in dichten dunkelgrünen Teppichen herabhängt, links öffnet sich der Blick in die weite Landschaft hinaus, am umfassendsten und schönsten von einer Bastion, ganz oben auf der Höhe des Plateaus, unweit der Porta San Patrizio. Hier genossen auch einige Einheimische behaglich und still sich sonnend den köstlichen Abend und die Aussicht. Tief unten liegt das breite Thal der Paglia, die zwischen weißen Sandbänken zur Tiber hinabströmt, besät mit zahlreichen Einzelhöfen zwischen grünenden Feldern und Weinpflanzungen, die den schönen goldgelben Orvieto liefern, eingeschlossen von fausten, zum Teil bewaldeten Höhenzügen. Im Norden ragt der spitze Keel des Monte Amiato auf, im Südosten über blauen Berglinien der schneebedeckte Kamm der Apenninen. Erst von hier aus, die Umgegend in ganzer Ausdehnung vor Augen, begreift man völlig die beherrschende Lage der alten Stadt und ihre Wichtigkeit für die Päpste, denen sie schon seit 1157 gehörte. Auf dem höchsten Punkt, am Ostende, hat auch der Kardinal Albornoß 1364 die „Festung“ (Fortezza) gebaut, zur Beherrschung des alten steilen Aufgangs vom Thale her und zugleich als Zwingburg gegen die Bürgerschaft, eine Anlage, wie sie sich zu diesem doppelten Zwecke in so vielen italienischen Städten, in Perugia, Siena, Florenz, Mailand und andern mehr findet. Sie hat noch einmal die Rolle einer Zwingburg gespielt, als am 9. September 1860 die Orvietaner, unterstützt von der umbrischen Nachbarschaft, die päpstliche Besatzung verjagten und sich den im Kirchenstaat einmarschierenden Piemontesen anschlossen. Eine Inschrift über dem Thor erinnert daran. Seitdem ist die Festung in einen aussichtsreichen öffentlichen Garten verwandelt, dessen offnes Amphitheater nach antiker Weise zu Festen und Schausstellungen dient.

Im Nordwesten stand schon der purpurne Abendhimmel über der alten Felsenstadt, als ich zum Bahnhof hinunterfuhr.

Von Orvieto kann man direkt nach Siena gelangen, wenn man bei Chiusi, dem uralten Clusium, auf die Nebenlinie übergeht, die nach Empoli an der Bahn von Florenz nach Pisa führt, oder man unternimmt den Ausflug von Florenz aus, wozu etwa drei Stunden für die Hinfahrt, zurück etwas weniger erforderlich sind. Denn die Bahn steigt vom Arnothal aus nach Siena stark an. Bei der Abfahrt aus Florenz zeigte der klare Morgen das breite reichbebaute Arnothal und das weißschimmernde Fiesole auf seiner Höhe in schönster Beleuchtung. Das Coupé teilten mit mir nur ein jüngeres Ehepaar aus Siena und ein Herr, der mir anfangs den Eindruck eines Engländer's machte, sich aber dann als ein russischer Offizier und als langjähriger Adjutant eines Großfürsten zu erkennen gab, selbstverständlich ein feingebildeter Mann und weit gereist, wie er denn jetzt auf einer Tour von Odessa über Konstantinopel, Athen, Brindisi, Neapel, Rom, Florenz nach Pisa, Genua, Nizza und Paris begriffen war und auch Deutschland kannte. Von Florenz begeistert, wollte er auch Siena sehen, und

da unsre Ziele zusammenstimmten, so wurden wir für diesen Tag gute Kameraden, während die beiden Sienesen mit italienischer Liebenswürdigkeit zu jeder Auskunft bereit waren. An San Donnino und Signa vorüber, zwischen weiten Flächen mit Maulbeerbäumen und fröhlich sprießenden Saaten gelangte der Zug bald in die Gonfolina, die Bergenge, die den Kessel von Florenz vom untern Arnothale scheidet, ein malerisches Stück Land, mit prächtigen ausgedehnten Pinienbeständen und Laubgehölzen bedeckt, aus denen hier und da die weißen Mauern eines stattlichen Gehöfts hervorschauten. Da, wo sich die Enge nach Westen öffnet, liegen sich, sie bewachend, zwei Bergnester gegenüber, Monte Lupo und Capraja, „Wolf und Ziege,“ Denkmäler verflungner Nachbarfehden zwischen Florenz und Pistoja. Ganz in der Ebne wieder liegt Empoli; è morta, es ist tot, bemerkte bezeichnend der Siense, um anzudeuten, daß die kleine Stadt in ihrer Entwicklung jetzt völlig stillstehe. Hier zweigt die Bahn nach Siena ab, indem sie sich scharf südlich ins Thal der Elsa wendet. Diesen Punkt und das untere Arnothal beherrschte die alte Kaiserburg San Miniato Tedesco; auf flachem, weithin sichtbarem Fels ragt oben noch ein hoher Wartturm, am Abhang eine große Kirche neben Mauern und Türmen, ein merkwürdiges Denkmal der Zeit, wo Friedrich Barbarossa den Versuch machte, die städtische Entwicklung Ober- und Mittelitaliens in ihrer politischen Selbständigkeit zu brechen und diese trotzigten Bürgergemeinden durch Reichsbeamte von festen Burgen aus nach deutscher Weise zu regieren. Es leuchtet ein, daß dieser Versuch schon deshalb mißlingen mußte, weil diese Burgen viel zu klein, ihre Besatzungen viel zu schwach waren, als daß sie volkreiche, waffenstarke, sich hinter festen Mauern bergende Stadtgemeinden militärisch hätten beherrschen können. Das breite, reiche Thal der grünen Elsa mit seinen von Weinpflanzungen bedeckten Höhenrändern gehört zu der Gegend, wo der schöne Chianti wächst, denn der kleinste Teil dieses trefflichen toskanischen Rotweins kommt von Chianti selbst. Auf diesen Thalrändern, nicht im Thale selbst, liegen auch die größern Ortschaften, Castel Fiorentino, Poggiobonfi, Colle, alle noch halbmittelalterlich, mit hohen Mauern umgeben. Bei Poggiobonfi verläßt die Bahn die Elsa, um steil nach Siena hinaufzusteigen, zum Schluß durch einen langen Tunnel; freudig begrüßten unsre Sienesen ihre Bergheimat, mit den Taschentüchern eifrig nach einem stattlichen Hause am grünen Abhange hinaufwinkend, aus dessen Garten ebenfalls weiße Tücher flatterten, denn è la mia casa (es ist mein Haus), bemerkte der Herr des Hauses nicht ohne Selbstgefühl.

Siena liegt weniger imposant als Orvieto, nicht wie dieses auf einer steil abfallenden Felsplatte, sondern auf drei zusammenhängenden Thonhügeln mit sanftern Abdachungen. Ungefähr wie ein Kleeblatt verzweigen sie sich etwa vom Campo, dem alten Mittelpunkte der Stadt aus, in drei Zungen nach Norden, Süden und Westen. Dem entsprechen die drei Hauptstraßen, die jetzige Via Cavour nach der Porta Camollia, die Via Ricasoli nach der Porta Romana, die Via di Città nach der Porta San Marco. Diese Gliederung des Stadt-

bodens verbunden mit der Höhenlage gewährt zahlreiche malerische Ausblicke bald auf den, bald auf jenen Teil der Stadt, immer von einer Höhe über eine mit Weinbergen und Gärten bedeckte Vertiefung hinweg oder ins toskanische Hügel-land hinaus. In weitem Umkreise überzieht die alte Mauer die Stadt. Greifbarer noch als sie stellt das Innere die Geschichte Sienas vor Augen, eine Geschichte wie die von Florenz oder Bologna, voll innerer Parteidrehden, voll blutiger Kämpfe um die städtische Selbständigkeit, bis die Faust der Spanier sie auch hier erwürgte wie einige Jahrzehnte früher in der Nebenbuhlerin Florenz. Ursprünglich zu der ausgedehnten tuskanischen Marktgrafschaft gehörig erwarb sie nach dem Tode der „großen Gräfin“ Mathilde 1115 ihre kommunale Unabhängigkeit. Aus dem Ringen zwischen den Geschlechtern und dem Volke um die Herrschaft ging dieses schon 1137 siegreich hervor, ohne daß freilich die Macht des Stadttabels jemals wirklich gebrochen worden wäre. Zur staufischen Zeit war Siena ebenso eifrig ghibellinisch wie seine Rivalin Florenz welfisch, bis Karl von Anjou es 1270 in seine Hand brachte. Aus den innern Gegensätzen der Parteien, der Ordini, aber erwuchs wie in so vielen italienischen Städten mehrmals die Tyrannis, zur Zeit Karls von Anjou die Gewalttherrschaft des Provenzano Silvani, den Dante im Fegefeuer ruhelos umherwandern sieht, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts des Pandolfo Petruccio, der als *il Magnifico* (der Prächtige) gepriesen wird wie sein Zeitgenosse, der Mediceer Lorenzo in Florenz, ein Mann, den Machiavelli als Mitlebender in seinem Principe besonders deshalb als bedeutend (*valentissimo uomo*) preist, weil er sich in Antonio da Venafro einen so tüchtigen Minister ausgesucht habe, obwohl er sonst nicht zu den hervorragenden Tyrannengestalten dieser Zeit gehört und auch nicht wirklicher Alleinherrscher war, sondern mehr etwa wie die Medici eine nur leitende Stellung zwischen den bürgerlichen Parteien einnahm. Eben deren fortdauernder Kampf um die Macht führte 1494 dazu, daß Karl VIII. von Frankreich bei seinem Zuge nach Neapel Siena besetzte und auch, als er 1495 wieder abzog, eine Besatzung zurückließ. Seitdem blieb Siena im ganzen unter manchen Schwankungen auf französischer Seite. Diese Stellung und die alte Feindschaft mit Florenz verflocht die Stadt in die großen Weltkämpfe, in den Gegensatz zwischen der französischen und der spanisch-habsburgischen Monarchie und entschied ihr Schicksal. Nachdem sie 1552 eine spanisch-florentinische Besatzung verjagt und eine französische Garnison unter Piero Strozzi, dem Todfeinde der Medici, aufgenommen hatte, erlag sie nach tapftrer Verteidigung im April 1555 dem spanischen Heere und wurde nach dem Vertrage vom 3. Juli 1557 dem Herzog von Florenz, Cosimo I., dem Bundesgenossen Spaniens, als spanisches Lehen übergeben. Mit der Erwerbung von Siena war das neue Großherzogtum Toskana begründet, das sich überall auf den Trümmern der alten Städtefreiheit erhob.

(Fortsetzung folgt)

